

Fulbert Steffensky

### **Lassen und nicht im Stich lassen. Momente einer interreligiösen Grammatik<sup>1</sup>**

Lassen Sie mich mit einigen historischen Reminiszenzen beginnen. Protestanten, die es seit der Reformation im katholischen Salzburg gegeben hatte, hatten es dort immer schwer. Sie wurden verfolgt und des Landes verwiesen. Die letzten Protestanten der Erzdiözese Salzburg wurden noch 1837 aus dem Tiroler Zillertal vertrieben.

In der Lutherstadt Hamburg durften Katholiken keine als solche kenntliche katholische Kirche bauen. Die Kirche wurde dann außerhalb Hamburgs auf der großen Freiheit gebaut. Die große Freiheit ist heute eine Nebenstraße der Reeperbahn, eine Partymeile mit zahlreichen Clubs, Kneipen und Eroticlokale. Der Name große Große Freiheit stammt also nicht von der moralischen Freizügigkeit jener heutigen Gegend. Freiheit war dort, weil den Katholiken an dieser Stelle die Sichtbarkeit erlaubt war.

Im katholischen Köln durften Protestanten im inneren der alten Stadt nicht sichtbar sein. Die erste Kirche wurde auf der anderen Rheinseite gebaut, eben auf der Deutzer Freiheit.

Im lutherischen Lübeck durften die Reformierten als Kirche nicht sichtbar sein. Der Kirchbau wurde erlaubt, aber die Kirche durfte nur aussehen wie die üblichen Bürgerhäuser. Und so können Sie bis heute jene Reformierte Kirche kaum als Kirche erkennen.

1951 wurde in Zürich die katholische Dreikönigskirche eingeweiht. Sie besitzt bis heute keinen Glockenturm, weil die städtische Gemeinde nur eine Kirche ohne Turm und Glocken duldete. Im Grundbucheintrag der Liegenschaft jener Gemeinde heisst es, „dass dieses Land nicht für katholische Zwecke“ überbaut werden dürfe. Wem man die Sichtbarkeit verbietet, dem verbietet man die Existenz. Wer denkt dabei nicht an den heutigen Streit um die Minarette?

In dem katholischen Dorf, in dem ich groß geworden bin, gab es eine einzige evangelische Familie. Es war die Familie des Dorfgendarms. Die Leute sagten von dieser Familie: Sie sind evangelisch, aber anständig. In der bildungsbürgerlichen evangelischen Familie meiner verstorbenen Frau sagte man gelegentlich: Wir haben einen neuen Kollegen berufen. Er ist katholisch, aber klug. Ich erzähle diese Anekdoten, um unsere heutigen Probleme in einen historischen Kontext zu stellen und um sie damit zu relativieren.

**Der interreligiöse Dialog im eigenen Haus:** Aber was heißt „historischer Kontext“? Die interreligiöse Dialogfähigkeit haben wir ja kaum im eigenen christlichen Haus. Ich nenne als Beispiel den Kirchentag 2003 in Berlin. Die Leitungen beider Kirchen hatten beschlossen, dass es kein gemeinsames Mahl geben sollte mit dem ewig falschen Argument, man sei noch nicht so weit. Aber da waren einige Tausend Leute, denen das nicht mehr eingeleuchtet hat. Sie waren schon so weit und haben in der Gethsemane-Kirche zusammen das Brot gegessen. Dies sei provokativ und eine Demonstration, haben damals Bischöfe gesagt. Wer ist denn provokativ? Es sind doch die Männer, seltener Frauen, die Christen das Recht absprechen, miteinander das Brot der Hoffnung zu teilen. Wir sind nicht unsere eigenen Voraussetzungen, das heißt an die Gnade Gottes glauben. Voraussetzung für das heilige Mahl ist der Blick Gottes, der eine Würdigkeit in uns hineinsieht, die wir von uns aus nicht haben. Das ist die Voraussetzung, nicht die Einheitlichkeit in einigen Sätzen des Bekenntnisses. Wir können nicht darauf warten, bis die letzten fußkranken Mitglieder von Kirchenleitungen angekommen sind und das Mahl für erlaubt halten. Wenn im nächsten Jahr auf dem gemeinsamen Kirchentag in München Gruppen ein solches Mahl anbieten, dann hoffe ich, dass viele Katholiken und Protestanten hingehen und einander das Brot und den Wein reichen. Wir alle

---

<sup>1</sup> Vortrag zur Festveranstaltung „Dialog der Religionen – für die Zukunft bilden“ anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Bundesverbandes evangelischer Ausbildungsstätten für Sozialpädagogik (BeA) am 6. November 2009 in der Französischen Friedrichstadtkirche Berlin

sind verantwortlich für das Fortschreiten der Wahrheit. Es gibt nicht nur die Tugend des Gehorsams, es gibt auch die Tugend des Ungehorsams, und es gibt die Sünde des Gehorsams, wo man nicht gehorchen darf. Wir Deutschen wissen davon ein Lied zu singen. Es ist unsere Schuld, wenn wir uns in zu kleine Fragen verstricken lassen und darüber die großen brennenden Fragen vergessen. Wir sind des Teufels Martyr, wenn wir in schwächlichem Leiden beklagen, dass uns das Mahl noch nicht gestattet sei und wenn wir uns nicht selbst gestatten, was Gott gestattet. Gehen sie hin an diese Orte des einen Tisches! Auf Dauer werden die Bischöfe schon fördern, was sie nicht verhindern können. Kein Wunsch wurde auf den letzten Katholiken- und Kirchentagen so deutlich und unter so viel Beifall artikuliert wie der Wunsch nach dem gemeinsamen Abendmahl. Das ist ja nicht das erste Mal, dass die Gemeinden weiter sind als ihre Kirchenleitungen. Leitungsgremien entwickeln in der Regel Bewahrungs- und Hinhaltestrategien. Konflikte in den Kirchen entstehen nicht nur durch die sogenannten Neuerer. Auch die Verzögerungsstrategen bringen die Kirche auseinander. Die Front zwischen evangelisch und katholisch wird mehr und mehr eine Scheinfront, aufrechterhalten durch konservative theologische Erklärungen. Die wirklichen Fronten aber gehen längst quer durch die Konfessionen. Die Einheitlichkeit in der Glaubensformulierung und in den Glaubensstraditionen bedeutet noch nicht die Einheit der Kirche und des Glaubens, so wie die Trennung in der Glaubensformulierung und in der Frömmigkeitstradition noch nicht die Trennung im Glauben bedeutet. Das wissen die Leute allmählich. Es gibt aber Wahrheiten, die das Lehramt offensichtlich zuletzt erreichen.

**Nur eine Gruppe, die ihrer eigenen Endlichkeit zugestimmt hat, ist dialogfähig.** Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: sie sind die allein seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren, und außerhalb von ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist fähig zum Zwiegespräch. Selbstverständlich ist eine solche Kirche eine Missionskirche. Mission heißt, zeigen wer man ist und was man liebt. Man wird auch der, als der man sich zeigt. Gesicht zeigen, heißt Gesicht gewinnen.

Ich wünsche uns den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garanten der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott, in ihm sind das Leben und die Wahrheit begründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen. In uns muss nicht die ganze Wahrheit zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz hieß: Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen. Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere; für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin einer unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit

lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner eigenen Wahrheit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben sind meine Geschwister – Menschen wie ich und Menschen anders als ich. Gott spricht in Dialekten. Im Talmud heißt es: „Die Sprache des einen und die Sprache des anderen ist die Sprache des lebendigen Gottes.“ Und der jüdische Philosoph Levinas: „Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“

Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit als Freiheitsbewusstsein, die Gelassenheit und die Gewaltlosigkeit dem anderen Leben gegenüber stammen aus der Gewissheit, dass man selber nicht nichts ist. Die Güte hat uns ins Leben gerufen und uns unsere Wahrheit geschenkt. Ich vermute, dass Toleranz nur da gelingt, wo man sich seiner selbst halbwegs gewiss ist. Man muss wissen, woher man kommt und wer man ist; man muss die eigenen Geschichten und die eigenen Lieder kennen. Es gibt eine hinfällige Toleranz, die aus resignativer Selbstschwäche entsteht; die aus dem Bewusstsein entsteht, es rentiere sich nicht, gegen etwas zu sein, weil man sich selbst verschwommen ist und weil man verzweifelt ist an der Erkennbarkeit der Wahrheit. Eine auf andere wirklich bezogene, eine dialogische und starke Toleranz setzt Lebensgewissheit voraus; setzt also voraus, dass man sich selber kenntlich ist. Zur dialogische Toleranz gehören Partner, die voneinander verschieden sind, die Eigentümlichkeiten haben und deren Grenzen erkennbar sind. Der symbiotische Wunsch, alle Grenzen niederzureißen unter Verleugnung aller Unterschiede zerstört die Dialogfähigkeit. Man muss jemand sein, um sich zu jemandem Verhalten zu können. Auch das freundlichste Un-Wesen ist in der Gefahr, ein Unwesen für die anderen zu werden. Das sehen wir in Deutschland bei der neuen Jugendgewalt. Sie ist sicher auch selbstdefinitiv, d.h. man sagt sich seine Einzigartigkeit; man sagt sich, wer man ist, indem man andere zu Opfern macht. Man kann nur auf diese expressive Gewalt verzichten und abrüsten, wenn man weiß, wer man ist.

Nun habe ich nicht nur ein Problem mit religiöser Enge und mit einem Einmaligkeitsfanatismus. Ich habe auch Probleme mit interreligiösen Flanieren und mit gewissen Dialogzwängen. Ein erstes Beispiel: Eine evangelische Gemeinde in Norddeutschland hat in einem Jahr nicht den Karfreitag gefeiert mit seinen Traditionen und Liedern. Sie haben stattdessen die Pessahliturgie gefeiert. Ein jüdischer Theologe und Freund hat mir darauf gesagt: Seit ihr uns nicht mehr umbringt, seid ihr nicht mehr aus unseren Vorgärten zu vertreiben. Wer weiss, wer er ist, weiss auch, wer er nicht ist. Es gibt Grenzen, die zu respektieren sind, wenn man sich nicht in einem Allgemeinen und Abstrakten verlieren will. Zur Identität gehört das Bewusstsein der eigenen Grenze. Grenzen müssen ja nicht feindlich sein. Sie stören das Gespräch nicht, sie ermöglichen es. Folgende Szene habe ich in einem theologischen Seminar erlebt: Ein Student kam zu spät, entschuldigte sich und sagte, er sei noch bei seinem Meister in der indianischen Schwitzhütte gewesen, er müsse auch früher gehen, weil er noch zu einer Sufigruppe wolle. Ich habe ihn gefragt, wo er eigentlich zuhause sei. Man muss einer sein, um jemanden begegnen zu können. Man muss eine Sprache haben, um mit anderen sprechen zu können. Ein religiöses Esperanto gibt es nicht.

Was meine ich mit Dialogzwängen? Eine überregionale Frauengruppe versucht mit besten Absichten regelmässige interreligiöse Gespräche mit Jüdinnen, Buddhistinnen und Muslimas zu installieren. Die grosse Enttäuschung: die gutwilligen Christinnen bleiben unter sich. Warum eigentlich sollen die verschiedenen religiösen Gruppen ständig im Gespräch sein? Wenn sie einander schätzen; wenn sie einander das Lebensrecht nicht absprechen, können sie einander doch auch in Ruhe lassen. Sie können einander ihre Andersheit und ihr Geheimnis lassen. Sie müssen nicht familiär miteinander sein.

Ich kenne eine evangelische Gemeinde, die mit Juden gemeinsam den Reformationstag und auch Jom Kippur feiern wollte. Sie blieben sowohl am Jom Kippur wie am Reformationstag unter sich. Man kann nicht ständig alle Dialekte vermischen. Je selbstverständlicher wir

anderen ihre Selbstverständlichkeit lassen, umso weniger brauchen wir dauernd beieinander zu hocken. Wir sind nicht die anderen. Die anderen sind nicht wir. Unsere Verschiedenheit ist unser gemeinsamer Reichtum.

Es gibt das Problem der Flucht in die Fremde, weil man dem eigenen Reichtum nicht traut, weil man ihn nicht kennt und weil man nicht gelernt hat, ihn schön zu finden. Die Voraussetzung eines jeden interreligiösen Gespräches ist die Fähigkeit, die eigenen Schätze zu lieben und charmant zu finden. Wenn ich in einem theologischen Seminar das Koan lobe, jene kurze Anekdote oder Sentenz, die eine beispiel- oder lehrhafte Handlung oder pointierte Aussage eines Zen-Meisters bedeutet, da finde ich meistens offene Ohren und leuchtende Augen. Wenn ich dagegen die Losungen empfehle, kommt es eher zu einem großen Gähnen, obwohl das eine mit anderen ja eng verwandt ist. Wie kann jemand mit uns reden wollen, wenn er merkt, dass wir nicht lieben, was wir haben? Vielleicht sind wir verbildet, weil wir immer nur gelernt haben, etwas richtig oder falsch zu finden. Wir haben nicht gelernt, etwas schön zu finden. Das aber ist die Voraussetzung eines interreligiösen Gesprächs. Wir erwarten es etwa von einem Buddhisten, dass er zeigt, worin er verliebt ist. Ein Buddhist, der vor seinen eigenen Schätzen flüchtet, wäre kein interessanter Gesprächspartner. Ein Christ, der dies tut, ist es auch nicht. Als ich noch an der Universität lehrte, habe ich gelegentlich einen Bibeltext oder einen religiösen Brauch ins Seminar mitgebracht und gefragt: Was findet Ihr charmant an diesem Text oder Brauch? Die Gefragten flüchteten meistens in eine hilflose Wissenschaftlichkeit, sagten etwas zur Formgeschichte oder was sie sonst von ihren klugen Lehrern und Lehrerinnen gelernt hatten. Ich bestand darauf: Was findet ihr charmant an dem Text. Das aber führte meistens zu einem verlegenen Schweigen. Dies ist übrigens eine Frage an uns, die theologischen Lehrer und Lehrerinnen: Lehren wir unsere Studierenden etwas lieben oder erschöpfen wir uns in historischer Korrektheit? Interreligiöse Gespräch heißt, sich gegenseitig zeigen, was man charmant findet. So würde ich auch Mission definieren: Zeigen, was man liebt und was man charmant findet. Miteinander sprechen, heißt sich sichtbar machen und die Sichtbarkeit des anderen zulassen.

Wir sind nicht alles, wir sind endlich als Christen, als Jüdinnen, als Muslime und als Buddhistinnen. Wir sind nicht alles, aber wir sind lebendiger Teil von allem, und wir sind wahrheitsfähig. Aus dieser Gewissheit müsste man eines können: streiten! Ökumene heißt nicht die geglückte Selbstliquidation in ein Allgemeines. Wir sollen nicht in ein blasses Allgemeines von Gesinnung, Lebensauffassung und Expression schwimmen. Der Dialog soll jedem zu seiner geläuterten Eigentümlichkeit verhelfen. Ökumene heißt nicht nur, dass ich geduldet bin mit meiner Wahrheit, sondern dass ich nicht im Stich gelassen werde von der Wahrheit der anderen. Ich bin Fragment, ich weiß etwas, aber ich weiß nicht alles. So brauche ich die Korrektur und die Ergänzung durch die Wahrheit der anderen. Dialogische Ökumene, wenn sie nicht verzweifelt und wahrheitsdefätistisch ist, sucht den anderen auf, sie lernt und lehrt. Die Wahrheit entsteht und kommt voran im Gespräch der Geschwister. Sich selber sowohl für wahrheitsfähig als auch für irrtumsfähig zu halten; die anderen sowohl für wahrheitsfähig als auch für irrtumsfähig zu halten, das ist eine Eigenart dialogischer Ökumene. Wo man ins Gespräch kommt, da stoßen Wahrheiten und Irrtümer aufeinander, da gibt es Auseinandersetzungen, da gibt es Streit. Der Streit ist ein Mittel, die Wahrheit zu ermitteln, aber nur unter der Bedingung, dass Menschen ihn austragen, die strikt auf Gewalt verzichten. Wir leiden nicht nur an Intoleranz, wir leiden auch an Harmoniediktaten und an Einigkeitssüchten, die die Wahrheit vernachlässigen. Der Streit verträgt das Licht der Öffentlichkeit, wo auf Gewalt verzichtet wird und wo nicht Schmähung, sondern Verständigung Zielt sind.

Eine praktische Streitfrage: Können Kirchen Moscheen werden? – eine Testfrage an die Glaubwürdigkeit des Dialogs. Ich wurde in diesem Streit gefragt, ob ich wisse, wie engherzig

Christen in islamischen Ländern behandelt werden. Ich wurde gefragt, ob ich mir vorstellen könne, dass Muslime den Christen eine Moschee für ihre Gottesdienste zur Verfügung stellen. Ja, ich kenne die Intoleranz vieler islamischen Gruppen und Länder. Nein, ich kann mir nicht vorstellen, dass Christen in Moscheen beten dürfen. Aber es fällt mir nicht ein, die Intoleranz dieser Gruppen und Länder zum Maßstab meiner Toleranz zu machen. „Wir dürfen unsere Kirchen nicht preisgeben!“, sagte ein Hamburger Bischof in diesem Streit. Ja, geben wir sie denn preis, wenn wir unser Haus anderen Weisen des Glaubens leihen, das wir selber nicht mehr brauchen? Könnte es sein, dass nicht nur der Islam intolerant ist, sondern dass wir auch als Christen und als Kirchen unsere eigene Endlichkeit noch nicht erkannt und respektiert haben? Nur Gruppen, die sich ihrer Begrenztheit bewusst sind, können geschwisterlich miteinander umgehen. Toleranz heißt nicht nur, den anderen und die anderen Gruppen ihre Wege gehen lassen. Es heißt auch, die anderen nicht im Stich lassen.

Lassen Sie mich diesen Teil schließen mit einer Geschichte, die ich in Christa Wolffs *Kassandra* finde. Die Bewohner der Stadt fragen *Kassandra*: Wird diese unsere Stadt bestehen bleiben? Die Antwort der Seherin: Wenn ihr aufhören könnt zu siegen, wird eure Stadt bestehen. Sie fügt hinzu: Ich kenne keine Sieger, die aufhören konnten zu siegen. Und dann mit verzweifelter Hoffnung: Ich kenne die menschliche Natur nicht genug. Vielleicht gibt es einmal Menschen, die ihre Siege in Leben verwandeln. Vielleicht werden wir alle es lernen: Aufhören über einander zu siegen. Vielleicht werden wir es lernen, die Siege in Leben zu verwandeln. Dann werden unsere Städte bewohnbar. Dann wird unser Glaube zu einer bewohnbaren Sprache, in dem auch noch unsere Kinder wohnen wollen.

**Das Gespräch ist nur möglich, wo eine Gruppe Rationalität und Skepsis sich selbst gegenüber zulässt; theologisch gesprochen: wo sie bußbereit ist.** Der Glaube braucht seine hinkende Schwester, die Vernunft, diese schöne, kühle Gefährtin. Es ist nicht die Aufgabe der Vernunft, alles zu legitimieren, was der Glaube sagt. Sie steht oft schweigend und staunend vor der Kühnheit und der Leidenschaft des Glaubens. Aber es ist ihre Aufgabe, diesen Glauben vor den größten Fehlritten zu bewahren und seine Bedenkenlosigkeit zu Fall zu bringen. Man glaubt schwerer und man glaubt würdiger, wenn man den eigenen Glauben aus der falschen Trunkenheit und Benommenheit reißt. „*Sobria ebrietas*“ haben die Alten gesagt: eine nüchterne Trunkenheit, die schon viele Leben gerettet hat. In den wenigen Schuldbekennnissen nach dem Krieg haben wir uns angeklagt, wir hätten zu wenig geglaubt und geliebt. Es ist ja richtig, nur haben wir eine Anklage vergessen: wir haben zu wenig gezweifelt, wir haben die Vernunft und die Nüchternheit verjagt, wir haben uns in die falschen Selbstverständlichkeiten hineingelallt. Wie viele Menschen wurden im Verlauf der Glaubensgeschichten, nicht nur der christlichen, gequält, verachtet und ermordet, weil die Vernunft verjagt war, weil Menschen ins Lallen verfallen sind und sich in falsche Stimmigkeiten hineingesteigert haben!

Ich bringe ein Beispiel eines Glaubens ohne Vernunft, der tödliche Folgen hatte für die Andersglaubenden. Es stammt aus dem Shoah-Film von Claude Lanzmann. Die Dorfbewohner von Chelmno, ein Ort in der Nähe von Auschwitz, erzählen in einer Szene, wie die Juden von den Nazis in die Kirche getrieben und von dort zur Vergasung abgetrieben wurden. Schließlich fragt sie Claude Lanzmann: „Wie konnte Ihrer Meinung nach Juden diese Geschichte passieren?“ Die Leute aus dem Dorf sind sich einig: „Es war der Wille Gottes, das ist alles!“ Eine Frau fügte hinzu: „Als Pontius Pilatus sich die Hände gewaschen hat, sagt er: ‚Dieser Mann ist unschuldig. Ich will mit dieser Geschichte nichts zu tun haben.‘ und er hat Barrabas geschickt. Aber die Juden haben gerufen: ‚Sein Blut komme über uns!‘ Das ist das Ende, jetzt wissen Sie alles.“

Diese Menschen hören die Schreie der zusammengetriebenen Juden. Sie unterschieben diesem Geschehen eine verrückt gewordene Logik und deuten mit ihr die Vorgänge. Sie sind

fromm. Als Lanzmann sie befragt kommen sie gerade aus einer Messe. Ihr Glaube und ihre Lesart der Geschichte macht sie zu Zuschauern eines grandiosen Dramas der Weltgeschichte, dem man sich nicht in den Weg stellen durfte. Die Gesichter der zur Vernichtung bestimmten Menschen verschwammen vor dieser bössartigen Weltlogik, in der auch das Absurdeste wieder Sinn bekam, eine kalte und unerbittliche Welterklärung. „So musste es kommen“, dachten sie, und damit war der Schmerz der Menschen entwichigt. Er wurde zur Opfertgabe an den Sinn des Ganzen. Es gibt einen Glauben, eine Welterklärung und einen gefährlichen Sinnhunger, die die Vernichtung erklärlich machen, zulassen oder betreiben. Der Glaube, der die Vernunft und die Skepsis nicht zulässt, wird gefährlich und geht im Notfall über Leichen. Religion kann gnadenlos sein.

Was kann der Glaube von der kritischen Vernunft lernen? Wo Vernunft, Rationalität und Skepsis aus dem Glauben nicht verbannt sind, bleibt der Glaube gezwungen, Einwände gegen sich selbst gelten zu lassen und diese ernst zu nehmen. Er lernt sich und die eigenen Texte historisch zu verstehen und ist von Wörtlichkeitszwängen befreit.

Wie hängen Glaube und Skepsis zusammen? Der Glaube an die Geborgenheit des Lebens in Gott hat eine Kehrseite: das ist die Bezweiflung aller Mächte und Gewalten, aller Einrichtungen, Gewohnheiten, Gesetze, Naturhaftigkeiten, Personen oder Lehren, die sich als lebensrettend und endgültig ausgeben und aufspielen; die Fähigkeit auch, an sich selbst zu zweifeln. Das Bewusstsein, einen Ursprung der Lebensrettung zu haben, weckt zugleich die Grundskepsis gegen alles, was sich als wichtig und lebensrettend aufspielen will. Der Glaube ermöglicht den Unglauben und das Misstrauen gegen alles, was sich als unberührbar, als unumstößlich und grundlegend gibt, das Misstrauen auch gegen sich selbst. Es ist ein Grund gelegt, und mehr Grund und Begründung brauchen wir nicht. Dieser Glaube ist der Grund der Freiheit.

**Zur dialogischen Fähigkeit gehört die Kraft, sich in andere religiöse Dialekte hineinzuhören und sich aus ihnen herauszulesen; d.h. das Eigene im Fremden zu erkennen.** Was dies heißt, will ich an zwei Beispielen erklären, aus denen sich Gnade aus dem fremden Text herauslesen lässt. Mein erstes Beispiel: ein Liebesgedicht von Gabriela Mistral, einer chilenischen Dichterin. Es heißt „Scham“:

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,  
schön wie das Riedgras unterm Tau.  
Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,  
erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,  
der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauen Knie.  
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtetest,  
fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,  
der nackter wäre in der Morgenröte  
als ich, die Frau, auf die du deinen Blick geworfen,  
da du sie singen hörtest.

Ich werde schweigen. Keiner soll mein Glück  
erschaun, der durch das Flachland schreitet,  
den Glanz auf meiner plumpen Stirn nicht einer sehen,  
das Zittern nicht von meiner Hand....

Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau.  
 Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll mich zärtlich  
 durch dein Wort.  
 Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt,  
 die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Gnade ist hier genannt, ohne dass das Wort fällt. Eine exzentrische Geliebte. Sie hat ihre Mitte nicht in sich selber. Sie begnügt sich nicht mit der Kargheit, mit sich selber identische zu sein, denn ihre Schönheit und ihr Reichtum liegen im Blick des Geliebten: „Wenn du mich anblickst, werd’ ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau.“ Ihre Schönheit ist nicht selbstproduziert. Sie erkennt sie nicht, indem sie in den Spiegel schaut; sie erkennt sie im Blick der Liebe. Dieser Blick befreit sie davon, Produzentin ihrer selbst zu sein und sich in der Selbstspiegelung schön finden zu müssen.

Dies ist paulinische Theologie und die Mitte des Evangeliums. Wer sich dem Blick der Güte verweigert und der Produzent seines eigenen Reichtums und seiner eigenen Schönheit sein will, der lebt im Fleisch, sagt Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes. Die nicht auf sich selbst bestehen; die nicht ihre eigenen Lebensrechtfertiger sind; die nicht nur im eigenen Frieden leben wollen, sondern im Blick Gottes leben, die leben im Geist; für sie gibt es keine Verdammnis. Sich in den Blick der Güte bergen, an die Gnade Glauben, heißt dem Zwang der Selbstbezeugung zu entkommen.

Unter diesem Blick sind wir uns selbst enteignet in eine große Freiheit. In unserem eigenen Zentrum hausen wir nicht selbst und nicht allein. Der Geist wohnt in uns (Rm 8,11); wir bezeugen uns nicht selbst, denn der Geist gibt Zeugnis unserem Geist (Rm8,16). Nicht einmal unsere Gebete gelingen uns aus der eigenen Stärke, sondern der Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. (Rm 8,26). Gelegentlich muss man sich fremde Worte leihen, weil die Schönheit der eigenen Tradition an der Geläufigkeit erstickt ist.

Wir haben also eine anthropologische Grundauffassung, die im Gedicht und in den religiösen Texten unserer Tradition ähnlich oder gar gleich sind. Wir wissen uns eins, und wir wissen uns verschieden mit der Chilenin.

Mein zweites Beispiel stammt aus einem Religionsbuch der 60er Jahre, in dem diese Ähnlichkeit der Aussagen nicht freudig begrüßt wird, sondern Angst einjagt. In dem Buch ist der Hinduismus beschrieben und sein Zweig, die Vishnu-Religion: (Zit. nach F. Steffensky: Gott und Mensch – Herr und Knecht?, Hamburg 1973, S. 124)

„Wir haben es hier zum ersten Mal in der Religionsgeschichte des Heidentums mit einer ausgesprochenen Gnadenreligion zu tun. ... Ramanuja lehrt, dass der Mensch allein aus Gnaden, durch die Erwählung der Gottheit, die Erlösung erhält. ... Doch der Gott Ramanujas, Vishnu, darf nicht mit dem Vater Jesu Christi gleichgesetzt werden, durch den Gott allein den Menschen erwählt hat. Selbst wenn Ramanuja alle Gedanken des Neuen Testaments auch gedacht hätte, ... so würde das Urteil eines Theologen über die Religion gelten: ‚Sie hat alles, was das Neue Testament hat, außer Jesus Christus, und das heißt: Sie hat nichts vom Neuen Testament.‘ (Emil Brunner) Ohne Christus entsprechen alle Gedanken der Religionen, welche Tiefe sie auch immer erreichen mögen, nicht der Wirklichkeit, sie besitzen damit auch keine Wahrheit und Gültigkeit.“

Dieses Religionsbuch vertut Chance, sich im Fremden zu lesen. Es vertut die Chance der Geschwisterlichkeit. Unser eigener Reichtum wird nicht verringert durch den Reichtum der anderen. Er wird gestärkt. Es gibt eine Reihe von Grundauffassungen über den Menschen, die in fast allen Hochreligionen ähnlich sind: Der Mensch hat eine gute Herkunft (Schöpfung); er ist handlungsfähig und damit auch schuldfähig; er ist der Gnade bedürftig und ihm kann

vergeben werden; er ist sich selbst nicht genug und braucht Erlösung. Dies hebt die Verschiedenheiten nicht auf. Aber wir können Gleichheit in der Verschiedenheit entdecken.

Gerechtigkeit gegen die Väter und Mütter ist ein Postulat der Historiker. Ich muss sehen, dass dieses Buch aus einer Welt stammt, in der man die anderen nicht kannte, obwohl man ihre Texte schon kannte. Unsere Welt ist anders: die anderen sind bei uns, die Inderinnen, die Muslime, die Buddhistinnen. Heute sehen wir, wie sie neben uns ihre Gebete sprechen, ihren Glauben leben und ihre Wünsche und ihr Unglück bergen in ihre andere Sprache. Wen man sieht, bei dem ist man vorsichtiger im Urteil, zumindest könnte man es sein. Was man den Vätern und Müttern nicht vorwerfen kann, kann man uns vorwerfen, die wir Nachbarn der Fremden geworden sind.

### **Sätze einer interreligiösen Grammatik.**

1. Nur eine Gruppe, die ihre eigene Endlichkeit begriffen hat, ist dialogfähig.
2. Nur eine Gruppe, die anderen die Sichtbarkeit erlaubt, ist dialogfähig.
3. Nur dort ist Selbstrelativierung möglich, wo eine religiöse Gruppe Rationalität und Skepsis sich selbst gegenüber zulässt; theologisch ausgedrückt: wo sie bußbereit ist.
4. Nur eine Gruppe, die sich selbst schätzt; die die eigene Geschichte kennt, die eigenen Lieder und Grundtexte, ist dialogfähig. Man muss wissen, wer man ist, um sich zu anderen verhalten zu können.
5. Nur eine Gruppe, die die eigenen Schätze liebt, ist dialogfähig. Eine Gruppe, die von sich selbst überzeugt ist und ihre eigene Sache liebt, missioniert nicht, aber sie hat eine Mission. Diese Mission heißt: zeigen, was sie liebt.
6. Zur dialogischen Fähigkeit gehört die Kraft, sich in andere religiöse Dialekte hineinzuhören und sich aus ihnen herauszulesen. Es gibt anthropologische Grundgegebenheiten, die in vielen Religionen ähnlich, wenn nicht gar gleich sind: Schöpfung, Erlösung, Schuld, Vergebung, Gnade etc.
7. Zur dialogischen Fähigkeit gehört, den Anderen ihre Andersheit zu lassen. Es sind also ebenso die symbiotischen Gleichheitswünsche zu vermeiden wie auch der Zwang, die eigene Art als feindliche Überlegenheit gegen die anderen zu wenden.